

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 50 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.)

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 18098

Inseratskosten die 7gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorrück 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beliegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— Mk. — Schluss der Annahme von Inseraten für die künftige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4598 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Des Weihnachtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer der Leipziger Volkszeitung erst am Freitag, den 27. Dezember.

Tageskalender.

Bei der Reichstagswahl in Stolp-Lauenburg wurde der Konervative v. Vochem gewählt.

Das vorläufige Ergebnis der amtlichen Viehzählung in Bayern weist einen starken Rückgang der Rindvieh-, Schaf- und Schweinebestände seit 1907 nach.

Die Führer der christlichen Bergarbeiter im Saargebiet erklären, es bleibe trotz der Weigerung der Bergwerksdirektion, die Massenklindigungen anzunehmen, bei der Klindigung zum 2. Januar.

Auf den Bizeidung von Indien wurde bei seinem Einzug in die Residenz Delhi ein Bombenattentat verübt, bei dem der Bizeidung verwundet worden ist.

Bei einer Grubenkatastrophe auf der japanischen Insel Jesso wurden 200 Bergleute getötet.

Zwischen Krieg und Frieden.

Leipzig, 24. Dezember.

Die Botschafter der Großmächte haben sich im Prinzip geeinigt, die Delegierten der Balkanmächte kommen nicht vom Fleck. Das sind die neuesten Meldungen.

Zu dem Kommuniqué über die Botschafterkonferenz, das in seiner Wortförmigkeit wie ein Spruch der Pythia lautet, hat der französische Minister des Auswärtigen einen Kommentar geliefert: Albanien soll ein autonomes Staatswesen unter Oberhoheit der Türkei werden; die Frage eines Hafens für Serbien wird dahin geregelt, daß ein Hafen an der Adria auf albanischem Gebiet für neutral erklärt und mit einer „internationalisierten“ Bahn in Verbindung gebracht wird; auf diese Weise würde Serbien Güter kollektiv ein- und ausführen können, auch die Einfuhr von Kriegsmaterial würde ihm nicht gesperrt werden können.

Das ist immerhin etwas. Es bedeutet, daß die österreichische Regierung von den übrigen Regierungen veranlaßt wird, ihre Forderungen einzustellen, und auf der andern Seite Rußland weitergehende Ansprüche Serbiens nicht unterstützt. Da Oesterreich mit dem infamen Prohaska-Kummel auf-

gelesen ist, so sind alle Gründe für weitere Kriegsdrohungen aus der Welt geschafft, und man darf erwarten, daß nun auch die Aufhebung der Mobilisation erfolgt, die den Bölkern Oesterreichs unersetzlichen materiellen Schaden zugefügt hat.

Die Verhandlungen der Balkandelegierten dagegen stehen im Zeichen echt orientalischer Quertreibereien. Am Mittwoch wurden sie unterbrochen, weil die Türken „prinzipiell“ nicht mit den griechischen Delegierten verhandeln wollten, solange Griechenland nicht den Waffenstillstand unterzeichnet hat. Da die Delegierten der andern Balkanstaaten erklärten, ohne Griechenland nicht verhandeln zu wollen, holten sich die Türken Weisungen aus Konstantinopel. Am Sonnabend erklärten sie dann: das Prinzip geben wir auf, aber wir verhandeln mit den Griechen nur, wenn die Bulgaren, Serben und Montenegroziner dazwischen willigen, daß die belagerten Festungen Adrianopel, Stutari und Janina verproviantiert werden. Gleichzeitig erfährt man, daß das offiziöse Organ der türkischen Regierung *Jeni Gazetta*, von einem „Frumtum“ phantasiert: bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand habe man ursprünglich sich dahin geeinigt, daß die Festungen proviantiert werden sollen; dann wurde am folgenden Tage ein Protokoll vorgelegt, in dem dieser Beschluß fehlte, und dieses Protokoll „wurde irrtümlicherweise oder aus Zeitmangel unterschrieben“. Man bewundert dabei die kindliche Einfalt: geliebene Diplomaten und erfahrene Militärs unterzeichnen ein Protokoll, das im wichtigsten Punkte anders lautet, als wie sie mit der Gegenpartei vereinbart haben! Das ist offenbar dreifacher Schwindel. Es liegen vielmehr die Dinge so, daß die Türken, als sie jene Bedingung stellten, abgewiesen wurden, den Waffenstillstand unterzeichneten und nun versuchen, ihre Bedingung durchzusetzen. Daß die Verbündeten sich nicht darauf eingelassen, ist selbstverständlich. Der einzige Druck, den sie auf die Türkei ausüben können, besteht eben darin, daß Adrianopel und Stutari aus Mangel an Proviant kapitulieren müssen, wenn die Verhandlungen noch lange hingezogen werden.

Die Kriegslage ist nun jedenfalls zugunsten der Türkei verschoben. Die türkische Armee in Mazedonien konnte keinen Widerstand leisten. Sie wurde überall auf den ersten Hieb geworfen, vor allem wohl deshalb, weil das ganze Staatswesen desorganisiert war, weil in der Armee und in der Zivilverwaltung die furchtbarste Korruption herrschte. Selbst in Thrazien, wo die türkische Armee insofern in günstiger Lage sich befand, als hier das Gros der Bevölkerung ihr nicht feindlich gesinnt ist (es ist das einzige Gebiet der europäischen Türkei mit vorwiegend türkisch-osmanischer Bauernschaft), hielt sie nicht stand. Es ist das um so erstaunlicher, als die türkische Regierung wohl wußte, daß sie hier ihre Position zu verteidigen, Konstantinopel zu decken hat. Alle Berichte stimmen aber darin überein, daß die furchtbaren Nieber-

lagen bei Kirk-Kilisse, Lüle Burgas und Tschorlu verursacht waren durch die grenzenlose Verwahrlosung, durch den Mangel an Brot und Munition. Aber die Verteidigungslinie von Tschataldscha ist in Ordnung. Die Position gilt als „uneinnehmbar“. Nur ist das nicht wörtlich zu nehmen: es gibt bei der heutigen Kriegstechnik keine „uneinnehmbare“ Befestigung, aber es gibt Positionen, die bei einigermaßen tüchtiger Verteidigung vom Gegner nur unter den furchtbarsten Opfern genommen werden können. Eine solche dürfte in der Tat die Tschataldschaline sein: dieser Gürtel von Befestigungen, der sich von Meer zu Meer erstreckt, kann nicht umgangen, muß im Sturm genommen werden, und das bedeutet, daß hier wahre Berge von Leichen sich aufstürmen werden, ehe der Sturm gelingen kann. Daß aber die Verteidigung energisch sein wird, unterliegt kaum einem Zweifel. Die Türken haben Zeit gewonnen. Sie können das beste Menschenmaterial in die Festungslinie werfen, können bei der geringen Entfernung von Konstantinopel diese Truppen mit allem Kriegsbedarf versehen. Beginnt somit der Kampf von neuem, dann wird es die gräßlichste Menschenmächtereie werden, die die Neuzeit erlebt hat.

Aber es fragt sich, welches Resultat damit erreicht werden soll. Durchbrechen die Verbündeten diese letzte Verteidigungslinie der Türken, dann ist Konstantinopel gefährdet, die Türkei vernichtet. Behaupten sich die Türken, dann ist für sie kaum etwas gewonnen, denn an die Wiedereroberung der verlorenen Gebiete können sie nicht denken. Im günstigsten Falle würden sie vielleicht Adrianopel entdecken, wenn diese Festung sich bis dahin halten kann.

Man sollte daher meinen, daß die Verhandlungen zum Frieden führen müssen. Indessen ist eine Sicherheit keineswegs vorhanden und man muß sich auch auf das Schlimmste gefaßt machen.

Kommt aber der Frieden zwischen den Verbündeten und der Türkei zustande, so wird Europa deshalb noch nicht so bald zur Ruhe kommen. Man braucht die Gerichte von Janak und Streit unter den Verbündeten kaum wörtlich zu nehmen. Denn obwohl für die Regierungen der vier Balkanstaaten bei der Verteilung der Beute genügend Anlaß zum Streit vorhanden ist, so glauben wir doch nicht, daß die Völker sich bereit finden lassen, irgendeiner Lappalie wegen sich gegenseitig zu zerfleischen. Sind die Grenzen der Türkei abgesteckt, dann werden die Waffen auf dem Balkan ruhen, die Beute wird verteilt werden. Im Innern werden freilich die Balkanstaaten nicht zur Ruhe kommen und ob die Dynastien in Montenegro und in Serbien bleiben, kann man vielleicht bezweifeln, schade wärs ja auch nicht darum.

Aber mit dem Friedensschluß ist mit Sicherheit eine neue Phase der Politik der Großmächte zu erwarten. Wenn diese sich scheinbar leicht über die albanische Frage und die Frage

Feuilleton.

Menschenwege.

Roman von Jens Jells Kjelland.

221 (Nachdruck verboten.)

Es war lange her, daß Marie Sörensen sich mit diesen Dingen und Personen beschäftigt hatte, die ihr in ihrer Kindheit nahegekommen und ihre Phantasie ausgefüllt hatten.

Sie hatte sich aus eigenem, freiem Willen ganz aus dem kleinen Kreise, in dem sie zu Hause war, herausgehoben. Zu ihrem Mann sprach sie nie von ihren Verwandten, sie wußte, daß er in dem Punkte empfindlich war, aber in ihrem Herzen bewahrte sie die Erinnerungen und Traditionen, alle die lichten und dunklen Fäden, die in einem alten Geschlecht von Generation zu Generation gehen.

Und Middelthön kannte alles miteinander — manche lustige Geschichte und manches traurige Schicksal.

Und nach und nach, während er lachte und erzählte, kam ein Gefühl der Sicherheit über sie, das sie viele Jahre nicht gekannt hatte, diese eigenartige, untrügliche Empfindung, unter ihresgleichen zu sein, keine Angst haben zu müssen, weder wegen ihrer eigenen Worte, noch wegen der andrer, das Gefühl, gleich zu denken, gleich zu fühlen, dieselben Ziele, dieselben Worte und denselben Respekt zu haben.

Wie ein Hauch aus alten glücklichen Tagen überkam sie die Erinnerung an ein großes, reiches Haus irgendwo auf dem Lande mit blühenden Apfelbäumen und einer Menge froher Menschen in großen Stuben.

Und daneben sah sie sich selbst in ihrem einförmigen, geduldigen Leben zusammen mit dem schwierigen Mann, der seine eigenen Wege ging, in Gedanken wie in Taten, wo sie nichts zu suchen hatte.

Es gab so vieles Häßliche in ihrem Dasein, schien ihr. Und die ganze heftige, jügellose Szene von vorher zeigte sich ihr auf einmal in einem ganz neuen Licht. Was sollte nur daraus werden?

Klein-Baby war längst fertig mit Ueben und hatte die Erlaubnis bekommen, hinauszugehen und zu spielen.

Die Sonne war untergegangen, und durch das breite Fenster sah man den blaugrünen Schein des Abendhimmels hinter den schwarzen Bäumen. Hoch oben erglänzte eine ganz schmale Mondsichel.

Es war fast dunkel im Zimmer, im Kamin glühte es nur noch leise.

Middelthön fuhr fort zu reden, als ein Laut ihn aufhören ließ. Er beugte sich vor und sah, daß sie weinte.

Es war, als ob die Spannung, unter der er sich selber die ganze Zeit befunden hatte, sich plötzlich löste. Er fühlte, wie ihm die Tränen in die Augen stiegen, und er nahm ihre Hand und küßte sie viele Male.

Sie zog sie ohne Jörn zurück, und sie blieben beide schweigend sitzen.

„Ich hoffe, daß nicht ich es bin, der Ihre Tränen hervorgerufen hat, gnädige Frau“, begann Middelthön endlich.

„O Gott!“ rief eine entsetzte Mädchenstimme hinter der Portiere am andern Ende des Zimmers.

„Was soll das bedeuten!“ erscholl Sörensens Saß.

Die Gardinen wurden beiseite gerissen, man vernahm das Einschalten des elektrischen Lichts, und im nächsten Augenblick lag der Salon hell beleuchtet da.

„Warum sitzt du im Dunkeln? — Und Middelthön hier?“

In der Türöffnung stand Sörensen in Hut und Mantel. Er hielt das Stubenmädchen Josepha, die beide Hände vorm Gesicht hielt und jammerte und zitterte, mit festem Griff beim Arm.

„Was hatten Sie hier hinter den Gardinen zu suchen? Antwort!“ rief er und schüttelte sie heftig.

„Ich — ich kam, um der gnädigen Frau zu melden, daß ich wieder da wäre, und da hörte ich —“

„Was hörten Sie?“

„Gerade als ob zwei sich küßten, und da —“

„Bleiben Sie stehen und horchten!“ fügte Sörensen drohend hinzu.

Einen Augenblick war es totenstill im Zimmer,

„Sie können gehen!“ sagte er und stieß sie brutal gegen die Speisekammertür; sie schlich hinaus und schloß die Tür hinter sich.

„So so!“ sagte Sörensen und nickte seiner Frau und Middelthön, die sich erhoben hatten, bedächtig zu; „so so!“

Middelthön war nicht leicht aus der Fassung zu bringen, aber diese Situation kam ihm doch zu bunt vor. Er hatte die größte Lust zu lachen und warf einen verstohlenen Blick auf Frau Sörensen.

„Also diesmal ist mein geringes Haus an der Reihe! Und man war so rüchichtsvooll, es sich behaglich zu machen, während der störende Chemann im Kontor ist!“

„Ja“, rief Middelthön erleichtert, da er merkte, daß es Spaß war, „das ist eine hübsche Manier, die Leute zum Kaffe einzuladen! Hier haben wir ein paar Stunden gegessen und auf dich gewartet!“

„Einzuladen —?“

„Du hast mich doch antelephoniert!“

„Ich war den ganzen Nachmittag in einer geschäftlichen Sitzung“, sagte Sörensen trocken.

Jetzt war es an Frau Sörensen, den Leutnant anzusehen. Ihm stieg das Blut zu Kopf.

„Aber ich erhielt doch die Botschaft, daß —“

Sörensen lachte höhnisch auf und winkte mit der Hand. „Jawohl, jawohl! Und da,“ fuhr er mit einer leichten Verbeugung gegen seine Frau fort, „du, die du es sonst immer so gut verstehst, wie eine Dame sich in allen Verhältnissen zu benehmen hat, bist unvorsichtig genug gewesen, deine eigenen Dienftboten an der Tür horchen zu lassen, während du Schäferstündchen mit deinem Freund hieltest — das hätte ich nicht von dir geglaubt, Marie! Ja, Baby hast du hoffentlich wohl hinausgeschickt“, fügte er hinzu und tat, als ob er rings in den Winkeln nach der Kleinen suchte.

Middelthön fühlte ein Bröckeln in der Kopfhaut; er dachte: was in aller Welt soll das bedeuten?

„Es traf sich auch verflucht schlecht, daß ich eines Papiers wegen nach Hause mußte und die Jodelle stören — für alle drei! Sonst wäre auch diesmal alles gut gegangen — und“